

THESAURVS LINGVAE LATINAE

„Akademische Helden“?

ELEKTRONISCHE DATENBANKEN MACHEN DIE LEXIKOGRAPHISCHE GRUNDLAGENFORSCHUNG KEINESFALLS ÜBERFLÜSSIG.

VON HUGO BEIKIRCHER

In schönem Einklang mit dem herrschenden Zeitgeist machte sich Johannes Willms in einem Feuilletonbeitrag der „Süddeutschen Zeitung“ vom 11. Februar 2004 – unter dem ironischen Titel „Akademische Helden“ – über die Langsamkeit deutscher Akademieprojekte lustig: Als Beispiele nannte er das Goethe-Wörterbuch und den Thesaurus linguae Latinae, denen er als leuchtendes Vorbild die Balzac-Konkordanz gegenüberstellte, die ein japanischer Professor im Alleingang und in bloß 20 Jahren vollendet hatte. Ist es denn wirklich so, dass es heute genügt, etwa die 5.542 Belege des Stichwortes *travail* bei Balzac digitalisiert zur Verfügung zu haben, d. h. in nackter alphabetischer Ordnung, wie sie von einem Sortierprogramm in rein mechanischer Weise erstellt wird? Oder war dem Feuilletonredakteur schlichtweg der Unterschied unbekannt zwischen einer Wortkonkordanz und einem Wörterbuch, das dort anfängt, wo jene aufhört? Wozu überhaupt die Mühe, ein ausführliches Wörterbuch aus den Quellen zu erarbeiten? Natürlich will ein solches auch – wie die Konkordanz – das Belegmaterial eines Wortes zusammenstellen; aber erst, nachdem die einzelnen Stellen gründlich durchgearbeitet sind im Hinblick auf verschiedene Bedeutungen, syntaktische Gebrauchsweisen, sachliche und formale Besonderheiten. Nach diesen Kriterien wird der Wörterbuchartikel aufgebaut, der es dem Benutzer schließlich ermöglichen soll, rasch das ihn interessierende Detail zu finden,

ohne alle (z. B. 5.542) Belege durchhackern zu müssen auf der Suche nach einer Sonderbedeutung.

Wie erschließt man einen Schatz?

Nun trifft es im Falle des Lateins natürlich nicht zu, dass es vor dem Thesaurus keine brauchbaren Lexika gegeben hätte; wenn jedoch trotzdem im Laufe des 19. Jahrhunderts der Wunsch nach einer völligen Neubearbeitung des lateinischen Wortschatzes immer dringender wurde, dann vor allem deshalb, weil die neu entwickelten Methoden der Textkritik eines möglichst sicheren sprachlichen Fundamentes bedurften, um die Varianten und möglichen Verderbnisse in der Überlieferung besser beurteilen zu können. Daher sollte ein Wörterbuch entstehen, das nicht einfach überkommene Ansichten weiter fortschreibt, sondern direkt aus dem Studium jeder einzelnen Textstelle erwächst, indem einerseits jeweils die Problematik der handschriftlichen Überlieferung berücksichtigt wird, andererseits die in Kommentaren und modernen Übersetzungen sowie in der Sekundärliteratur gebotenen Interpretationen – vor allem im Verhältnis zu den übrigen Belegen desselben Stichwortes – kritisch überprüft werden. Die „Sicherung und Herstellung der Schriftsteller-texte“ war ein Hauptpunkt in dem positiven Gutachten, das Theodor Mommsen dem Plan eines Thesaurus linguae Latinae ausgestellt hatte. Hinzu kam ein wachsendes sprachwissenschaftliches Interesse, das sich von der normativen, am



Sprachgebrauch der Klassiker orientierten Grammatik abwandte und der Betrachtung des Lateins anderer Zeiten und Stilebenen widmete. Daraus ergab sich gebieterisch die Forderung nach einem Lexikon, das so etwas wie eine „Biographie“ jedes Stichwortes – von seinem etymologischen Ursprung her bis zum Übergang in die romanischen Sprachen – präsentieren sollte. Dass derartige Ansprüche von einem einzelnen Lexikographen unmöglich erfüllt werden konnten, liegt auf der Hand; notgedrungen musste er die meisten Angaben ungeprüft von den zahlreichen Vorgängern übernehmen, wollte er innerhalb der Spanne seines Lebens ein Wörterbuch von A bis Z herausbringen.

Belege für „travail“ in der ‚Comédie humaine‘, wie sie Kazuo Kiriu in seiner Balzac-Konkordanz aufbereitet hat.



Alle Lexika haben einen eigenen Eintrag für „*possido*“ – nur der Thesaurus entschied sich dagegen. Aus: Thesaurus linguae Latinae, vol. X 2, fasc. 1, Leipzig 1980, Sp. 112; Georges, Ausführl. lat.-deutsches Handwörterbuch, Hannover ¹⁰1959, Sp. 1799; Langenscheidts Handwörterbuch Lat.-Deutsch, Berlin u. a. ⁵1987, S. 482; Le Grand Gaffiot, Dictionnaire Latin-Français, Paris ²2000, S. 1220.

Wie sehr noch in der Gegenwart allenthalben überkommene Ansichten unseren Blick auf die sprachliche Realität verstellen, lässt sich am Beispiel des Wortpaares *possideo* / *possido* gut illustrieren: Das erste Wort heißt „besitzen, im Besitz haben“, das zweite „besetzen, in Besitz nehmen“ – mit dieser Differenzierung jedenfalls werden die beiden Lemmata in allen Wörterbüchern dargestellt; und es erscheint ja auch sinnvoll, dass für zwei verschiedene Bedeutungen zwei verschiedene Wörter im Gebrauch waren. Wer hierzu den Thesaurus befragt, wird erstaunt feststellen, dass dort nur ein einheitliches Stichwort *possideo* (*possido*) angesetzt ist. Welcher Grund führte zu dieser überraschenden Zusammenlegung? Zwar lautet das Perfekt für beide Verben gleich; aber der Präsensstamm hat doch

Formen, die eindeutig dem einen oder dem anderen Verbum zuzuordnen sind? Merkwürdigerweise lassen sich in der gesamten Latinität bloß zwei sichere Stellen finden, in denen ein Präsens von *possido* vorkommt, nämlich bei den Dichtern Naevius und Lukrez. Freilich könnte man nun trotzdem versuchen, die von der Form her nicht eindeutigen Belege zu trennen, d. h. alles „In-Besitz-Nehmen“ zu *possido* und alles „Im-Besitz-Haben“ zu *possideo* zu schlagen. Dem steht nicht allein die generelle Schwierigkeit entgegen, dass es etliche Stellen gibt, wo es auf diesen Aspekt nicht so sehr ankommt und durchaus beide

Interpretationen möglich sind, sondern vielmehr die bemerkenswerte Tatsache, dass es Stellen gibt, wo eindeutig zu *possideo* gehörende Formen einen Sinn tragen, den wir „lieber“ durch *possido* ausgedrückt sehen.

Das für seine Präzision in höchstem Ansehen stehende römische Recht sagt in einer grundlegenden Formel – Wo, wenn nicht hier, käme es auf die exakte Formulierung an? –, nämlich in dem Edikt des jeweiligen Prätors (zitiert von Ulpian, Dig. 42, 4, 7, 1), Folgendes: „Derjenige, der sich in betrügerischer Absicht dem Gericht nicht stellt, *eius bona possideri vendique iubebo* (dessen Güter sollen beschlagnahmt und verkauft werden).“ Wieso steht hier nicht die Form von *possido*, die wir erwarten würden? Überblickt man die Belege für beide Wörter in ihrer Gesamtheit, so zeigt sich, dass es in der großen Mehrzahl der Fälle um die Aussage ging, wer etwas in sei-

ner Hand hat. Dies geschah auf zwei Arten: entweder durativ im Präsens „ich besitze“ oder vom Ergebnis her im Perfekt „ich habe besetzt“ (also besitze ich; diese zweite Möglichkeit war vor allem dann wichtig, wenn es auf den Beginn des Besitzverhältnisses ankam). Daneben traten andere Aussagen quantitativ deutlich in den Hintergrund, etwa das Perfekt für ehemaliges Besitzen oder gar das Präsens für aktuelles Besetzen (wie in dem zitierten Edikt). Aus der erdrückenden Häufigkeit der Hauptgebrauchsweisen scheint sich für das Gefühl des Sprechers so etwas wie ein einheitliches Paradigma ergeben zu haben, bestehend aus dem Präsens *possideo* und dem – eigentlich zu *possido* gehörenden – Perfekt *possedi*; auf Grund der weitgehenden Gleichheit der Lautung empfand er den Unterschied zweier verschiedener Wörter lediglich als Bedeutungs-differenz eines einzigen Wortes und hatte daher keine Bedenken, bei Bedarf dem Präsens *possideo* die vom Perfekt her vertraute Bedeutung beizulegen. Somit schwand die Form *possido* dahin und war schon bei Cicero völlig ungebräuchlich; die Vermutung liegt nahe, dass die genannten Dichter auch nur aus metrischer „Bequemlichkeit“ darauf zurückgegriffen haben.

Das Beispiel zeigt uns, dass eine Sprache die vorhandenen Möglichkeiten zur Differenzierung nicht ausschöpfen muss und dass wir uns davor zu hüten haben, einen lebendigen Organismus auf das Prokrustesbett unserer strengen Logik zu spannen. Anders gesagt: Ein lexikographisches Unternehmen wie der Thesaurus bemüht sich darum, die Sprache eben nicht in die spanischen Stiefel einer stringenten grammatikalisch-stilistischen Ordnung zu zwängen, sondern die Sprachwirklichkeit so zu erfassen und zu beschreiben, wie sie uns, besonders in ihren inkonsistenten Erscheinungen, lebhaft vor Augen tritt.

Jagd nach dem Staub

Dass gerade auch die Interpretation einzelner Stellen aus der großen lateinischen Dichtung durch die lange, bis in die Antike zurückreichende Tradition der Klassikerexegese beherrscht wird, ist nicht weiter verwunderlich; ein kleines Exempel aus Vergils *Aeneis* mag zur Verdeutlichung genügen. In der Schilderung der Jagdszene – bei der ein Unwetter Dido und Aeneas schicksalhaft dazu zwingt, gemeinsam in einer Höhle Zuflucht zu suchen – heißt es, dass *cervi* (Hirsche) über die Felder davonrennen und *agmina ... pulverulenta fuga glomerant* (4, 154 f.). Diese Stelle hat bereits den antiken Erklärern Schwierigkeiten bereitet. Da der von Claudius Donatus versuchte Ausweg, *pulverulenta* mit *fugā* zu verbinden („auf staubiger Flucht“), schon aus grammatikalischen Gründen in die Irre führt und auch ein erster Vorschlag des Servius sprachlich nicht möglich ist, hat sich – bis heute unangefochten – dessen zweite Erklärung durchgesetzt, wonach „die Hirsche sich auf der Flucht zu staubigen Rudeln zusammenballen“.

Im Zuge der kritischen Durchsicht des Materials für den Lexikonartikel *pulverulentus* fanden wir diese Auffassung nicht einleuchtend genug, als dass es sich erübrigt hätte, nach einer anderen Lösung zu suchen. Vom Sinn her ist doch zu erwarten (und das schimmert in den gewundenen Erklärungen beider antiker Kommentatoren ebenfalls durch), dass das fliehende Rudel eine gewaltige Staubwolke aufwirbelt. Obwohl die Thesaurusartikel *agmen* und *glomero* (aus dem Jahr 1903 bzw. 1931) die Stelle gemäß der traditionellen Interpretation einordnen, liefern sie dennoch gute Argumente für eine plausiblere Deutung: Zum einen wird *agmen* („Zug“) außerhalb des militärischen Bereiches gar nicht selten für Dinge

gebraucht, die irgendwie getrieben werden, z. B. Atome, Wasserfluten, Wolkenzüge. Zum anderen hat Vergil das Verb *glomerare* in einem vergleichbaren Kontext genau so konstruiert, wie wir das auch an der fraglichen Stelle erwarten: *nigro glomerari pulvere nubem*, „es wird eine Wolke zusammengeballt aus schwarzem Staub“ (Aen. 9, 33). Jetzt genügt es, sich an eine sehr häufige poetische Figur zu erinnern, die für ein Substantiv (im Genitiv) ein sinnverwandtes Adjektiv einsetzt, und schon erkennen wir statt der „staubigen Rudel“ eine Art „Staubfahne“, die die Hirsche hinter sich herziehen. Ob wir damit die Vergilforscher überzeugen werden, sei zunächst dahingestellt. Es bleibt gleichwohl die wesentliche Aufgabe des Thesaurus, nach gründlicher, umfassender Durchmusterung des sprachlichen Materials die möglichen Schwächen althergebrachter Interpretationen aufzuspüren und tragfähige Alternativen anzubieten.

Kleine Wörter, große Mühen

Wohl wird es leicht einzusehen sein, dass man für Wörter, die hundert- und tausendfach belegt sind, die Hilfe des Lexikons und seiner strukturierten Artikel braucht – was ist aber mit den vielen Lemmata, die sehr selten oder gar nur einmal vorkommen? Sind sie denn über die Datenbanken nicht mindestens ebenso schnell und zuverlässig, dank elaborierter Suchfunktionen vielleicht sogar bequemer aufzufinden? Selbst in diesen Fällen sollte der Arbeitsaufwand nicht vorschnell unterschätzt werden, den der Lexikograph zu betreiben hat, um entscheiden zu können, ob das überlieferte Wort überhaupt anzuerkennen, wie es korrekt anzusetzen, welches seine Etymologie und Bedeutung ist. Dies alles ist nicht zu leisten ohne die im Lauf der Arbeit erlangte Vertrautheit mit den oft ziemlich abseitigen Quellentexten solcher seltener Wörter und ohne

die langjährige Erfahrung mit den Gesetzen der Wortbildung.

Einige Beispiele werden zeigen, was gemeint ist. Eine Datenbank, die auf den vorhandenen (teilweise schon alten) Textausgaben basiert, könnte aus einem medizinischen Traktat den Beleg *propox* liefern, unkommentiert und eben so, wie er handschriftlich tradiert und deshalb vom Editor in den Text gesetzt worden ist. Dass sich dahinter ein (sonst unbekanntes) Substantiv griechischen Ursprungs verbirgt und somit ein Lemma *prorrhox* anzusetzen ist, liegt wohl nicht gleich auf der Hand (das Wort bezeichnet die Haut der Fruchtblase, die beim Geburtsvorgang „vorher reißt“).

Sueton berichtet in seiner Biographie des Claudius, dass dem Kaiser vorgeworfen wurde, auch Söhne von Freigelassenen zu Senatoren ernannt zu haben; er verteidigte sich mit dem Hinweis auf den Zensor Appius Claudius, den er *proauctor* nannte (Claud. 24, 1): Darunter ist allgemein der „Urahn“ des Geschlechtes verstanden worden, doch hatte Sueton an früherer Stelle die Ahnenreihe der Claudier auf Atta Claudius zurückgeführt, der rund 200 Jahre vor dem Zensor gelebt

Antike Hirschjagd, Cod. Vat. lat. 3867 („Vergilius Romanus“), fol. 163^r.



D. H. WRIGHT, DER VERGILIUS ROMANUS ..., STUTTGART 2001, S. 35



Im sicheren Hafen von Puteoli (Wandbild aus Stabiae). Löschen der Ladung am Syrtenstrand (Mosaik aus Hadrumetum, 3. Jh. n. Chr.). H. Stierlin, Die Welt der Römer, Bayreuth 1981; L. Casson, Ships and Seamanship in the Ancient World, Princeton, N. J. 1971.

hat. Die wenigen anderen Belege für *proauctor* haben mit Genealogie nichts zu tun; sie führen in den Bereich des Rechtes und meinen den Vorgänger eines neuen Besitzers. Auf einen derartigen „Vorgänger“, und zwar bezüglich der Praxis des erleichterten Zugangs zum Senat, berief sich zweifellos auch Kaiser Claudius.

Durchaus nicht selbstverständlich ist, wie es zur Bedeutung „Strand“ für französisch *plage*, italienisch (*s)piaggia* usw. kommen konnte. Gewiss steht hinsichtlich der Lautbildung seit langem fest, dass diese romanischen Wörter auf das lateinische Adjektiv *plagiarius* (seinerseits aus dem Griechischen entlehnt) zurückgehen, doch wie verträgt sich der Sinngehalt „querliegend, zur Seite gerichtet“ mit den südländischen Stränden? Von den wenigen Belegen für das Wort waren bislang die Stellen in einem Routenverzeichnis aus diokletianischer Zeit

nicht beachtet worden: In diesem *Itinerarium Antonini Augusti* sind (neben anderem) Seewege beschrieben mit möglichen Anlegeplätzen, wobei der befestigte Hafen (*portus*), in den die Schiffe einfahren können und sicher geborgen sind, unterschieden wird von der *plagia* (zu ergänzen *statio* oder *positio*), einem Stück flachen Ufers – dem Strand –, wo die Schiffe an Land gezogen werden und, eines neben dem anderen, in seitlich sich fortsetzender Reihe den Uferrand säumen, wie es zum Beispiel bei Vergil geschildert wird: *litora curvae praetexunt puppes* (Aen. 6, 4 f.).

Eile mit Weile ...

Die Frage, warum der Thesaurus linguae Latinae heute noch diese mühevollen, freilich immer spannenden Grundlagenforschung betreibt, soll schließlich aus dem Blick auf die Anfänge des Unternehmens – will sagen: in die ersten Thesaurusbände – beleuchtet werden. Bekanntlich sahen die ursprünglichen Planungen vor, das Lexikon innerhalb von zehn bis 15 Jahren komplett auszuarbeiten; dabei wollte man (nicht ohne Bedauern) ein Ergebnis in Kauf nehmen, das einer Konkordanz nähergestanden wäre als einem kritischen Wörterbuch. Der erste Generalredaktor des Thesaurus, Friedrich Vollmer, verkündete im Jahr 1904 ganz offen: „Es wäre nun die ideale Anforderung die, daß

überhaupt keine Stelle aus dem irgendwie Zweifeln ausgesetzten Materiale in das Buch übergehe, ohne nochmals an der kritischen Ausgabe nachgeprüft worden zu sein. Diese Forderung aufstellen heißt, ihre Durchführbarkeit für unsere nach Zeit und Geld beschränkte Aufgabe verneinen.“ Zu welch

bedenklichen Resultaten dieser Tribut an den rapiden Publikationsfortschritt führen konnte, ist leider an nicht wenigen Beispielen aus den ersten vier Bänden (A – C) abzulesen. Um nur eines herauszugreifen: Im Artikel *cado*, „fallen“, sind Belege für den Schneefall gesammelt, darunter auch aus Lukans Bürgerkriegsepos die Stelle *nix resoluta cadit* (9, 782); sie hat freilich einen ganz anderen Sinn, nämlich „der Schnee löst sich auf und fällt in sich zusammen“. Dasselbe ungeprüfte Ergebnis erhielt man, wenn in einer Datenbank nach der Wendung *nix cadit* gesucht würde.

Nicht ohne triftige Gründe also hat der Thesaurus sehr bald die von Vollmer in bester Absicht formulierte Selbstbeschränkung aufgehoben. Auch in der heutigen Situation, da einem akademischen Langzeitvorhaben in der Öffentlichkeit immer weniger Wohlwollen und Verständnis entgegengebracht werden, muss die prinzipielle Einsicht gelten: Nur die über Jahrzehnte bewährte Methode kritischer Auseinandersetzung mit dem überlieferten Wortbestand des Lateinischen kann der Klassischen Philologie und ihren Nachbardisziplinen das geforderte zuverlässige Arbeitsinstrument bieten, das durch die Gesamtschau auf jedes Lemma die Einzelforschung ergänzt – als Bestätigung oder als Korrektiv. Die Alternative dazu könnte nur sein, die Kärnerarbeit ganz aufzugeben und sich mit einer simplen Datensammlung zu bescheiden; denn ein – vom Streben nach rasanter Beschleunigung der Arbeitsabläufe und (zusätzlichen) Einsparungen von Ressourcen erzwungenes – „Zwitterprodukt“ wird niemandem mehr Gewinn versprechen.

Der Autor ist Generalredaktor des Thesaurus linguae Latinae bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Viel mehr als eine Datenbank: der ganze Thesaurus auf zwei Compact Discs.

